Das Word ward Fleisch

1. „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns“ (Johannes 1,14a)

Das Zitat aus dem Johannes-Prolog wirkt anstößig – zumal in diesen Zeiten. Manche Pastoren sagen zu Weihnachten lieber: „Gott wird Mensch – damit wir auch menschlich werden!“. Kann man machen – aber da steht tatsächlich „Fleisch“ in diesem alten Hymnus in der Ouvertüre des Johannes-Evangeliums: „sarx“ auf Griechisch. Das meint: Das menschliche Dasein in seiner Gefährdung und Bedürftigkeit. So leicht zu verletzen, so schnell zu infizieren. Und dann wird deutlich, was da für ein Paradox formuliert wird: Das wirkmächtige Schöpferwort entäußert sich und wird ein vergänglicher Hauch. Inkarnation: Das Göttliche wird all dem ausgesetzt, was den Tod bringen kann. Es blüht und vergeht wie alles andere Sterbliche auch, wie die Blumen auf dem Felde.

Das „Wohnen“ des Wortes unter uns im Fleisch ist eher ein „Zelten“– nicht in einem festen Haus (einer Kirche zumal), sondern unterwegs mit leichtem Gepäck, auf einem Weg fern der Heimat. Im Hebräischen wird das entsprechende Wort für die „Schechina“ Gottes gebraucht: für die Weise, wie Gott den Exilierten hinterher geht, um auch in der Verbannung ihnen nahe zu sein. Das Wort hat hier kein festes Zuhause, kein einklagbares Heimatrecht. Mobil ist es und nicht beständig. Und gerade so überdauernd. Beweglich und bereit, sich auf die unterschiedlichsten Lagen einzulassen. Nicht aus Prinzip, sondern aus Liebe: um denen nahe zu sein, die es sucht. Und die es nicht aufgeben will, um gar keinen Preis.

Der theologische Satz meint eine Geburt. Alljährlich zu Weihnachten erzählen wir von der Geburt im Stall. Eine Geschichte, die von dem erzählt, was allen Menschen fundamental gemeinsam ist: Geborene zu sein. Die Geburtlichkeit (Hannah Arendt) ist so allgemein – und jede Geburt ist doch immer ein Wunder, voller Verheißung. Das Staunen darüber, die Freude, die herzbewegende Hoffnung, das wird alle Jahre wieder inszeniert. Dies gilt dem einen, der in die Krippe gelegt wird – und meint doch alle: Gott nimmt das Menschsein an. Die Inkarnation geht weiter in allen neuen Anfängen, das Wort sucht immer weiter seine Verleiblichungen. Es will „einwohnen“ bei uns.

Das Wort wohnt auch außerhalb der Kirchgebäude. Es geht hinaus in die Wohnungen, hinter die Fenster und Türen. Es sucht die Herzen – und damit all das, was sich dort im Innern angesammelt hat in diesem schweren Jahr. Die Tränen und die Tapferkeit. Die Erschöpfung und den kleinen Mut. Die Schmerzen und die Einsamkeit. Es lässt sich davon betreffen und beschweren, bekümmern und belasten. Und bleibt doch das schöpferische Wort: welches alles ändern kann. Welches das Tote ins Leben ruft und das Nicht-Seiende ins Sein. Und es geht nun darum, diesem Wort auf seinem Weg ein wenig behilflich zu sein. Damit es dort ankommt, wo es wirken kann: in den Menschen selbst. Dorthin führt der Weg der Inkarnation weiter, in die Verkörperung des Wortes in uns selbst.

2. „…und wir sahen seine Herrlichkeit“ (Johannes 1,14b)

„Herrlichkeit“ – das ist Lichtglanz, Gewicht und Würde. Das Leuchten auf den Gesichtern, das Strahlen aus den Augen. Viele Lichter werden angezündet an diesen dunklen Tagen des Jahres. Die Sehnsucht nach dem Licht ist groß und wird von den Lichterketten und Leuchtreklamen nicht gestillt. Es braucht komplementär dazu eine echte Dunkelheit „ohne Lichtverschmutzung“ – keine inflationäre Aufhellung -, damit das Licht „einleuchtet“. Im Dunkeln scheint das Licht auf, das Hoffnung gibt und verändern kann.

Der Segen kommt durch das „leuchtende Angesicht“. Die Wiederkehr des Glanzes in die Welt ist vermittelt durch den Kontakt der Augen und Gesichter. Das Herz wird berührt durch das liebevolle Anschauen. Und doch: Die meisten Gesichter sind uns gerade entzogen, verhüllt durch Masken. Und das Fehlende wird umso mehr vermisst: Welch‘ ein Glück, wenn das Strahlen weitergegeben wird von einem Gesicht zum anderen. In den Zeiten einer generalisierten Angst vor der Ansteckung durch den andren Menschen braucht es Erfahrungen von heilendem Kontakt und guter Verbundenheit. Dass wir „seine Herrlichkeit“ sehen auf dem Angesicht des Menschen.

Paulus sagt es so: „Gott, der da sprach: Licht soll aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben, dass die Erleuchtung entstünde zur Erkenntnis der Herrlichkeit (des Aufstrahlens) Gottes in dem Angesicht Jesu Christi. (2. Kor. 4,6) – um dann fortzufahren: „Wir haben aber diesen Schatz in irdenen (zerbrechlichen) Gefäßen“… (4,7) - “There is a crack in everything / That's how the light gets in”, singt Leonard Cohen (Anthem). „Kintsugi“ heißt eine japanische Keramikkunst („reparieren mit Gold“): Bruchstücke werden mit Japanlack zusammen geklebt und dann mit Goldstaub überzogen, der die Rissstelle besonders würdigt. Die Bruchkante glänzt golden. Alles Parallelen zu der paradoxen „Herrlichkeit“, die hier gemeint ist. „Die Herrlichkeit sehen“ meint hier: das Licht aus der Verletzbarkeit hervorleuchten zu sehen.

Das meint nicht Schönfärberei. Es hält allerdings die Risse und Brüche offen für die Chance einer Verwandlung. Nichts muss so bleiben, wie es zunächst scheint. Wo das Wort sich hinein begibt in das zerbrechliche Menschsein, da bringt es auch seine verwandelnde Potenz mit. Es hat eine Auferstehungsmacht in sich, die alles wandeln kann. An Weihnachten ist auch davon zu reden: Alles bleibt offen für ein gutes Ende. Denn es ist Gott selbst, der sich einlässt auf das Abenteuer Menschsein.

3. Der Leib Christi hat Corona

„Am 3. Dezember 2001 feierte Pastor Jim Mitulski in der Chapel of the Great Commission in Berkeley, Kalifornien, zusammen mit der Gemeinde das Abendmahl. Er brach das Brot, hob es mit seiner linken Hand empor, wies mit seiner rechten Hand auf seinen eigenen Körper und sagte: „Dies ist der Leib Christi - der Leib Christi hat AIDS.““ (Andrea Bieler; Luise Schottroff, Das Abendmahl : Essen, um zu leben , S. 189, Gütersloh 2007). Großer Schock, steile Provokation - bis die Gemeinde mit einstimmt: „Wir sind der Leib Christi , der Leib Christi hat Aids.“ So erzählt Andrea Bieler die Szene.

Heute muss man sagen: „Der Leib Christi hat Corona.“ Immer noch eine Provokation. Als „Leib“ betrachtet sich gerade jeder als Einzelwesen und versucht, sich zu schützen und das eigene Leben zu retten. Abstand halten, Kontakte reduzieren, Mund-Nasen-Schutz aufsetzen, das sind die Gebote der Stunde. Dabei wird doch auch deutlich, dass wir gemeinsam betroffen sind. SARS-CoV-2 unterscheidet nicht, das Virus betrifft alle menschlichen Wesen. Es ist eine Menschheits-Katstrophe, die das Bewusstsein der Verbundenheit und Zusammengehörigkeit stärken könnte. Wir haben eine gemeinsame „condition humaine“: unsere Verletzbarkeit als atmende Wesen.

Das Ziel der Fleischwerdung des Wortes (von „Weihnachten“) ist es, dass wir (in einem grundlegenden, handgreiflichen Sinne) realisieren, dass wir (alle gemeinsam) „Leib Christi“ sind - und darin verbunden sind mit allen Menschen. Und zwar nicht nur mit denen, die sich für Christen halten. „Das Wort ward Fleisch“ – mit der Konsequenz einer radikalen Zusammengehörigkeit aller Menschen als „Fleisch“, als bedürftige Wesen. Als Leib Christi haben wir Corona – egal, ob ein Einzelner gerade infiziert ist oder nicht. Wir sind verbunden in allen Schmerzen und Ängsten – und auch in allen Prozessen der Heilung und Transformation.

Der christliche Glaube hat die Grenzen von Kulturen, Sprachen, Volksgeschichten überspringen können, weil er universal angelegt ist. Er zielt auf das, was allen Menschen gemeinsam ist – auf das Mensch-sein als ein bewegliches und gefährdetes Heiligtum, irdenes Gefäß des Geistes. Gott nimmt das Menschenwesen als die Weise, wie er teilhat an dem, was die Menschen betrifft. Und als Ort, an dem er sich entdecken lassen will. Im Fleisch findet sich das Wort. Das fundamental Menschliche ist das, wo Gott zu Hause sein will – und was bei ihm nach Hause finden soll. Das Menschliche ist Tempel des Geistes. Und als solches ist es so unglaublich kostbar. Es ist der Ort der größten Wunder. Es ist der Heimatort von Glaube, Liebe und Hoffnung.

In der Kirche steht eine leere Krippe im Advent. Doch ein Kind hat dort eine kleine Puppe hineingelegt. Ein süßes kleines Plastikbaby. Das schläft nun nicht mehr zu Hause im Bett der Puppenmama. Sondern ganz allein in der großen Kirche. Liegt da in der Krippe – und vertritt dort all das, was die Puppenmama selber ausmacht. Und spielt selber eine Rolle in der Geschichte von Weihnachten: Ein Kind kommt zur Welt, das ist Gottes- und Menschenkind zugleich. Es ist verletzlich und nicht ums Leben zu bringen. Es sagt: Nun kann Gott diese Welt nicht egal sein. Und nun kann der Welt Gott nicht gleichgültig sein. Denn es gibt Rettung: gemeinsam.

Autor: Andreas Wandtke-Grohmann.